

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Zeitung. 1784-1933 1932

254 (29.10.1932) Wissenschaft und Bildung Nr. 44

Wissenschaft und Bildung

Beilage zur Karlsruher Zeitung (Badischer Staatsanzeiger) Nr. 254

Nr. 44

Samstag, den 29. Oktober

1932

Wahrsagekunst im alten Babylonien

Von Univ.-Prof. Dr. Bruno Meißner, Berlin

Babylonien und Assyrien sind die Urheimat der Wahrsagekunst, hier wurde sie aufs feinste ausgebildet, und von da haben sie die meisten Völker der Erde weiter übernommen. Der beste Kenner jener Epoche, der Berliner Univ.-Prof. Dr. Bruno Meißner, macht in seinem ausführlichen Werk „Die babylonisch-assyrische Literatur“ (erschienen im „Handbuch der Literaturwissenschaft“ des Athenäum-Verlages, Potsdam) die folgenden interessanten Ausführungen, die wir mit freundlicher Genehmigung des Verlages veröffentlichen.

Neben der Magie erfreute sich die Wahrsagekunst bei den Babyloniern und Assyriern der höchsten Verehrung. Im Osten ist sie dann bis zu den Chinesen gewandert, die genau nach denselben Prinzipien die Zukunft deuten wie die Babyloniern, im Westen haben auch die alten Israeliten Leber- und Becherschau getrieben, und gerade die Eingeweideschau ist dann über die Sektierer und Erusker bis zu den Griechen und Römern gekommen, die keine wichtige Staatsaktion unternahm, ohne vorher aus dem Eingeweide des geschlachteten Opfertieres den Ausgang derselben erkundet zu haben. Die letzten Ansläufer dieser Pseudowissenschaft reichen ja noch bis in unsere Zeit hinein. Noch die großen Astronomen des 17. Jahrhunderts meinten aus den Sternen die Zukunft voraussagen zu können, und noch heute glauben mehr Menschen an das Wahrsagen aus Karten, Kaffeegrund und ähnlichen Dingen, als wir meinen.

Die Grundanschauung über diese Dinge ist bei den alten Babyloniern und den modernen Menschen die gleiche. Man glaubt eben, daß alle Geschehnisse in einem bestimmten Zusammenhang mit gewissen Ereignissen, die entweder von selbst eintreten oder künstlich hervorgerufen werden, stehen, und daß man, diesen nur zu kennen brauche, um die Zukunft erfahren zu können.

Wenn wir die Vorzeichen und ihre Deutung im allgemeinen betrachten, so erkennen wir, daß man ursprünglich gewiß ein wichtiges Ereignis mit einer vorher beobachteten Erscheinung in Zusammenhang gesetzt und geglaubt hat, daß auch in Zukunft dieselbe Erscheinung das gleiche Ereignis hervorrufen würde. Später aber haben die Seher auch bestimmte Konstruktionen vorgenommen, indem sie bestimmte Richtungen, Zeiten, Zahlen oder Farben als glücks- bzw. unglücksbringend ansahen.

Daß die Leberschau z. B. tatsächlich schon in ganz früher Zeit betrieben wurde, zeigt ein jüngst bei Nr. ausgegrabenes Relief von circa 2300 v. Chr., auf dem eine Opferhand dargestellt ist. Ein Mann legt seinen Fuß auf ein Kind und hält dessen Vorderfüße, während ein anderer in den aufgeschnittenen Gedärmen wühlt, augenscheinlich um die Leber zu Wahrsagezwecken zu untersuchen.

Von der Erkenntnis des Einflusses der Gestirne und besonders der Planeten auf die menschlichen Verhältnisse (in vielen Texten sind die Anweisungen niedergelegt), war es dann nur noch ein Schritt bis zu der Annahme, daß die Konstellation der Planeten bei der Geburt eines Kindes dessen späteren Lebenslauf bestimme und daß andererseits diese durch die Stellung eines Horoskops vorausgesehen werden könne. Wir hören z. B. folgende Regeln: „Wenn ein Kind geboren wird, während der Jupiter aufsteht und die Venus untergeht, wird dieser Mensch Glück haben, aber seine Frau verlassen. Wenn ein Kind geboren wird, während der Jupiter aufsteht und der Merkur untergeht, wird dieser Mensch Glück haben und

der Sohn seines Verfolgers wird sterben. Wenn ein Kind geboren wird, während der Jupiter aufsteht und der Mars untergeht, wird dieser Mensch Glück haben und den Fall seines Feindes sehen. Wenn ein Kind geboren wird, während die Venus untergeht und der Jupiter aufsteht, so wird die Frau dieses Mannes mächtiger sein als er.“

Daß diese uns ziemlich töricht anmutenden astrologischen Omina übrigens keine bloßen Hirngespinnste weltfremder Pseudogelehrter waren, sondern in dem Leben der damaligen Zeit tatsächlich eine große Rolle spielten, zeigen uns zahlreiche Berichte von Astrologen an den König, worin sie ihm Auszüge aus Omenwerken geben, ihm schwierige Stellen erklären und ihn beruhigen, wenn ungünstige Vorzeichen eingetreten sind.

Ebenso wie die himmlischen wurden auch alle irdischen Vorgänge auf ihre ominöse Bedeutung hin beobachtet. Das große, nach seinen Anfangsworten „Wenn eine Stadt auf der Höhe liegt“ benannte Werk, trägt fast alle zufälligen menschlichen Vorzeichen zusammen. Zur Veranschaulichung möge ein Abschnitt aus den Schlangenvorzeichen folgen: „Wenn am 1. Nisan, bevor der Mensch seinen Fuß aus dem Bette auf dem Erdboden gesetzt hat, eine Schlange aus dem Loch hervorkommt, und bevor sie einen andern gesehen, jenen Menschen anschaut, so wird der Mensch im Laufe dieses Jahres sterben. Wenn dieser Mensch leben zu bleiben wünscht, muß er seinen Kopf durchlöchern, seine Backen rasieren; dann wird er drei Monate zu leiden haben, aber wieder gesund werden.“ In ähnlicher Weise galten auch alle Haustiere als Räuber der Zukunft und selbst bei den Menschen wurden monströse Geburten ins Auge gefaßt, die in Wirklichkeit nie vorgekommen sein können, wie z. B.: Wenn eine Frau gebiert, und das Kind einen Löwentopf hat, wird ein starker König im Lande sein. Wenn eine Frau gebiert, und das Kind einen Schweinekopf hat, wird der Ruf des Viehs gedeihen, selbiges Haus wird sich ausdehnen.“

Neben der Leberschau, die sich des größten Ansehens erfreute, kennen wir eine andere Orakelgattung, die in der Bibel in der Josefs-Geschichte erwähnt wird, auch in Babylonien recht genau, nämlich die **Lebanomantie**, die aus den Bindungen von in Wasser hineingegossenem Öl oder in Öl hineingegossenes Wasser ihre Schlüsse zog. Von Öl, das in Wasser gegossen wird, heißt es u. a.: „Wenn du, um eine Frau zu heiraten, das Ölverfahren ausführst, und ein Öltropfen für den Mann, einer daneben für die Frau hineingegossen wird, wenn sie sich beide vereinigen, bedeutet das Geschick: sie werden sich heiraten; wenn sie sich vereinigen und der für den Mann entzweigelt, wird der Mann sterben und umgekehrt.“ Im anderen Falle, wenn man Wasser in Öl gießt, „Wenn das Öl, indem du Wasser hineingießt, sich auflöst, wird das Haus des Menschen sich auflösen. Wenn das Öl, indem du Wasser hineingießt, sich zerteilt und zurückkommt, wird der Mensch, wenn er auch krank ist, und leidet, doch gesund werden. Wenn das Öl, indem du Wasser hineingießt, unter sinkt und den Becher erfährt, wird der Kranke sterben. Wenn das Öl, indem du Wasser hineingießt, unter sinkt, aber hochkommt, und den Rand des Bechers erfährt, wird der Kranke gesund werden, und der Gesunde wird sterben.“

Zur Orakelwissenschaft gehörte auch die Tagwählerei, da die alten Orientalen sich vor jeder wichtigen Unternehmung erkundigten, ob der betreffende Tag auch günstig sei. Die ausführlicheren Anweisungen fügten der Notiz, ob er günstig oder ungünstig sei, noch kurze Beischriften hinzu, etwa der Art, daß der Tag zum Projek taugte, daß man an ihm keine Frau heiraten oder keinen Fisch essen soll, widrigenfalls man krank werden würde.

Eine Notgemeinschaft der Deutschen Kunst?

Von Hanns Martin Elster

Wir besitzen seit der Inflationszeit die Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft, die sich jetzt entsprechend ihren höheren Absichten Forschungsgemeinschaft nennt und Außerordentliches geleistet hat bzw. leistet. Und dazu seit einigen Jahren die immer noch von allen zuständigen Stellen recht stiefmütterlich behandelte Notgemeinschaft des deutschen Schrifttums, deren Unentbehrlichkeit gerade in diesen Krisenjahren auch ihren schärfsten Widersachern deutlich geworden sein dürfte, obwohl sie nur über knappe 100 000 RM. jährlich gegenüber der Jahressumme von 7 Millionen der Wissenschaft verfügt. Jetzt ruft nun der Reichsverband bildender Künstler Deutschlands zu einer „Notgemeinschaft der Deutschen Kunst“ auf! Der Aufruf kommt ein wenig spät, aber nicht zu spät. Gewiß ist, daß in diesen Monaten, da eine tiefe Besinnungsstunde durch das deutsche Volk geht, die seelisch-geistigen Voraussetzungen für die Erfüllung der Forderungen im Aufruf eher gegeben sind, als in früheren Jahren.

Die Irrwege, die die Deutschen seit Jahrzehnten vor allem aber auch im letzten Jahrzehnt gegangen sind, haben zu der Allgemeinanschauung geführt: Kunst wäre Luxus und Kunst könne nur vom wirtschaftlichen Überfluß der Nation erhalten werden. Diese trotz materialistischer Einstellung hat sich als haltlos erwiesen. Wodurch lebt ein Volk in sich und innerhalb der Menschheit? Durch seine schöpferischen Kräfte! Die Kunst im tiefsten und weitesten Sinne des Wortes ist nun aber die Entwicklung und der Ausdruck der schöpferischen Kräfte. Ein Volk, das seine Kunst nebensächlich, gar als überflüssig behandelt, schwächt sich selbst in seinem schöpferischen Vermögen. Gerade ein Volk in Not, wie das deutsche, muß seine schöpferischen Kräfte pfleglicher behandeln als ein Volk im Überfluß. Weil es auf die Ergebnisse der schöpferischen Kräfte mehr denn je angewiesen ist. Der Reichsverband bildender Künstler hat also recht, zu sagen: „Der wirtschaftliche Aufschwung Deutschlands in den letzten Jahrzehnten (vor dem Kriege!) hatte zu wesentlichen Teilen die Neugestaltung der Form durch die bildende Kunst zur Voraussetzung. Die lebendige Formgebung in Handwerk und Industrie ist von dem künstlerischen Leben des Landes abhängig.“ Er darf ganz realistisch-praktisch hinzufügen: „Ein Land, das Fertigwaren ausführen muß, darf nicht dulden, daß die Quelle versiegt, aus der die neuen Anregungen fließen.“ Er hätte aber noch weiter in seiner Begründung der Forderung nach einer Notgemeinschaft gehen dürfen: die schöpferischen Kräfte umfassen nicht nur die Formgebung, sie sind auch der lebendige Ausfluß des geistig-seelischen Vermögens eines Volkes. Die Erneuerung des Deutschen in der Gegenwart wurde und wird leidenschaftlich vom Künstler, Schriftsteller, Dichter mitgeschaffen, mitbewirkt. Ein Volk, das sich durch sein Schaffen aus der Not emporringt, kann auf die Kunst weder in geistiger noch formaler Hinsicht Verzicht leisten. Durch die Werke der Kunst drückt es seine innere Einheit aus; von Grünewald bis Dürer, von Cranach bis Thoma, von Bach bis Beethoven, von Walther von der Vogelweide bis Raabe hat die schöpferische Kunst, Musik, Dichtung das Volk mitgeschaffen! Man kann die Kunst also nicht als materiellen Luxus ansehen, man muß ihr vielmehr die vollste Lebensnotwendigkeit für die Nation, innerhalb der Nation und deren Stellung in der Menschheit zubilligen.

Entwicklungsmöglichkeiten sich hineindenken und -lernen zu können.

Als dritten Teil muß man wohl das Ortsregister bezeichnen, von dem als Besonderheit der Umstand zitiert sei, daß es die verschiedenen Schreibungen und Benennungen alle wieder gibt (etwa Marokko auch unter Marrakesch und Marrakech; Peking auch unter Peking, Peiping; Hermannstadt auch unter Nagyszeben, Sibiu).

Der vierte Teil ist das merkwürdige Statistikbuch „Die Welt in Maß und Zahl“. Worin veraltet denn ein Lexikon zuerst? In seinen Zahlenangaben über alle möglichen Dinge. Und wer kann z. B. einen geographischen Artikel mit vielen Daten so lesen, daß Schilderung und Zahlen behalten werden? Man sieht aber, daß für das Herder-Lexikon daraus die Konsequenz gezogen wurde: um das Hauptwerk selbst immer up to date zu erhalten, schuf man einen eigenen Statistikband (der ja nach Jahren leicht neu aufgelegt werden kann). Er entlastet die schillernden Lexikonartikel vom sonst in Lexika aufeinander gehäuften Zahlenmüll, und er stellt diesen „Müll“ schon geordnet eigenständig zusammen. Alle wichtigen Länder und Staaten werden in ihrer wirtschaftlichen und politischen Situation in Gesamtübersichten gezeigt, denen sich übersichtliche Einzelangaben, Schauffaktoren, Tabellen anschließen.

Insgesamt: Herders Atlas ist dadurch, daß er neben dem Geographischen das Wirtschaftliche so stark herausstellt, es im Geographischen verankert und dazu die staatlichen Verhältnisse in ihren Sonderformen und Zusammenhängen genau schildert, eine geographische außenpolitische Enzyklopädie, wie es sie bisher nicht gab; er ist auch durch Schönheit, Genauigkeit, Übersichtlichkeit, Handlichkeit, durch das Ergänzungsbuch „Welt in Maß und Zahl“ ein Werkzeug und Hilfsmittel für jeden, der selbständig den Zusammenhängen und Entwicklungsmöglichkeiten im heutigen Geschehen nachforscht.

Der Atlas zum „Großen Herder“

Es gibt die großen Atlanten, es gibt „Volks“-Atlanten, es gibt schon Atlanten für die Westentasche — warum muß nun noch einer aufstehen? Wer die drei schon erschienenen Textbände des Herderschen Lexikons kennt, der wird von ihnen, also vom Gesamtwerk aus schon eine Antwort auf diese Frage finden: wenn der „Große Herder“ seine Existenz damit begründet und ihre Notwendigkeit damit erweist, daß er im praktischen Leben Helfer und Führer ist — dann muß sich diese praktische Brauchbarkeit auch im Außern, in der Handlichkeit zeigen.

Sind die Karten eines Lexikons über das ganze Werk verteilt — und man sucht dann z. B. Kuba: in welchem Band ist die Karte dazu? Unter Nordamerika, Mittelamerika, Mexiko? Und unangenehm ist es auch, daß man beim Lesen nie die zugehörige Karte neben sich hinlegen kann. Und wo nie die zugehörige Karte neben sich hinlegen kann. Und wo nie die zugehörige Karte neben sich hinlegen kann. Und wo nie die zugehörige Karte neben sich hinlegen kann.

Antwort 2 auf die Frage nach der Notwendigkeit dieses neuen Atlanten heißt: Es ist wirklich ein neuer Atlas, der sich einem da vorstellt. Schon nach Umfang und Preis steht er zwischen den allzu großen spezialistischen Werken und den

Herders Welt- und WirtschaftsAtlas. (Atlas zum „Großen Herder“.) 106 Hauptkarten, 65 Wirtschaftskarten, 1 Kartenweiser, viele Nebenkarten über Klima, Vegetation, Völker, Sprachen und Religionen. Mit vollständigem alphabetischem Ortsverzeichnis und auswechselbarem Statistikband „Die Welt in Maß und Zahl“. Freiburg im Breisgau 1932, Herder. In Halbleber 42,50 RM.

ob ihrer Kleinheit nicht mehr ernst zu nehmenden „Bilder“-Atlanten. Seine Karten sind nicht riesig und unhandlich, aber sie sind so groß, daß das letzte Detail noch Ausdruck findet. Hier sei auch gleich gesagt, daß es schon bei solcher erster Prüfung auffällt, wie groß der Unterschied ist zwischen den heute üblichen Offizialkarten und den Steindruckkarten, wie sie beim Herder-Atlas gegeben sind: Gebirgsschraffierungen, Flüsse, Ortsnamen — das alles ist eben nicht nur „wie“, sondern wirklich gestochen.

Es gibt da vier Hauptteile: Zuerst die 100 geographischen Karten, die zusammen ein lückenloses Bild der Erdoberfläche sind. Ihre Ergänzung ist in den vielen Völkern, Klimata, Vegetations-, Religions-, Verkehrskarten gegeben. Maßstäbe sind so gewählt, daß Nachbarländer aneinander anschließen und miteinander verglichen werden können. Zweitens die 65 Wirtschaftskarten der Erdteile und Länder. Sie zeigen Art und Stärke der Naturnutzung durch den Menschen, Kraftverhältnisse und -reserven, Dichte und Verteilung der Bevölkerung, Intensität des Außenhandels — und lassen zusammen mit den Verkehrs-, Religions- usw. Karten jene mannigfachen Wechselbeziehungen erkennen, die für Wirtschaft und Volk eines Landes entscheidend sind.

Hier muß eingeschaltet werden: wahrscheinlich ist neben Handlichkeit, Klarheit, Modernität dieses Atlas seine wichtigste Eigenschaft die eben angebotene — ins Besondere der Geopolitik ganz praktisch und lebensnah einzuführen, dem Betrachter Staaten, Völker als aus dem Raum erwachsene Organismen zu zeigen. Derlei läßt sich aber gar nicht überschätzen! Es gibt wenigstens, das festzulegen wäre als die Bemühungen wirtschaftlicher und politischer Art auf dem Erdball zu verfolgen, wenigstens, das sinnvoller und nützlicher wäre als aus dieser genaueren Kenntnis, dieser Gesamtschau zur Einsicht in die

Es ist demnach nur folgerichtig, wenn aus dieser neuen Einsicht in den Wesens- und Lebenszusammenhang der Kunst jetzt von der Künstlerenschaft selbst ein Antrag an die Reichsregierung gerichtet wird, eine „Notgemeinschaft der Deutschen Kunst“ zu schaffen. Die Verwirklichung dieses Antrages erfordert nun aber jede nur denkbare Sorgfalt! Man darf nicht wieder in parlamentarischer Oberflächlichkeit eine nicht lebensfähige Organisation, wie etwa das unglückliche Reichskunstwartamt, ins Leben rufen. Es muß endlich ganze Arbeit auf diesem Gebiete geleistet werden.

Dies ist auch möglich, weil der Reichsverband bildender Künstler gute Wege dazu weist, wenn er in der Forderung eines Grundkapitals, ohne davon zu lassen, doch vorsichtig ist, wie es in heutigen Zeiten nicht anders sein kann, wenn er andererseits aber verlangt, es sollten monatlich 5 Mpf. der Gebühren eines jeden Rundfunkteilnehmers dem Fonds der Notgemeinschaft zugeführt werden, also von 4 Millionen Hörern 200 000 M. im Monat oder circa 2 1/2 Millionen M. im Jahr! Wir wollen auf seine etwas künstliche Begründung, warum gerade die bildenden Künstler Anspruch auf solche Rundfunkgelder hätten, nicht eingehen. Wichtiger ist, daß der Reichsverband (wie früher übrigens auch schon Schriftsteller- und andere Verbände) gezeigt hat, woher das Geld der Notgemeinschaft kommen kann und muß: aus dem Rundfunk!

Der Rundfunk hat in der Tat alle Gebiete des künstlerischen Lebens wirtschaftlich ans fühlbarste beeinflußt, und zwar im beeinträchtigenden Sinne. Zeitschriften wie Ausstellungen, das Konzertleben wie das Vortragswesen, jede Art künstlerischer, dichterischer, musikalischer, schriftstellerischer, vortragender Tätigkeit hat durch den Rundfunk Verluste erheblicher Art erlitten. Nur ein Beispiel: Früher konnte ein Konzert nur von denen gehört werden, die dem konzertierenden Künstler in Person zuhörten; die Folge dieses natürlichen Zustandes war, daß in allen Städten Tausende von Konzerten mit Arbeit für ebenso viel Tausende Künstler stattfanden; das gleiche gilt für die Vorträge der Dichter, Schriftsteller usw. Heute kann ein Rundfunkkonzert alle Hörer befriedigen! Doch Beweise, Beispiele erübrigen sich, worauf es ankommt ist, daß alle Künste durch den Rundfunk, der immer nur wenige sehr ausgewählte Kräfte beschäftigen kann, in Not geraten sind. Der Rundfunk hat die moralische und materielle Pflicht, dieser Not abzuhelfen. Er kann mit jenen 5 oder 10 Mpf. einen Anfang dazu machen!

Nicht nur muß sein, daß die Notgemeinschaft der Deutschen Kunst, da sie von allen Rundfunkhörern Geld empfangen will und den Namen „der Deutschen Kunst“ im ganzen beansprucht, auch allen Kunstgattungen dient. Man schaffe nicht nur eine Notgemeinschaft für die bildenden Künstler, die Maler und Bildhauer, obwohl diese sie zuerst brauchen, sondern auch für die Kunstgewerber, die Dichter, Schriftsteller, Schauspieler, Musiker, Rezitatoren. Man schaffe endlich die eine große deutsche Kunst-Notgemeinschaft, in die die Notgemeinschaft des Schrifttums ebenso hineingehört, wie die der Musik, der bildenden Kunst, der Schauspieler usw. In diesem Falle hat man das geistig-schöpferische Leben endlich in zwei großen Förderungsgruppen: Kunst und Wissenschaft vereint. In diesem Falle kann man auch an den Rundfunk und an sich sonst noch ergebende Geldquellen weitere, höhere Ansprüche stellen: nicht nur um des gerechten Ausgleichs, sondern vor allem um der schöpferischen Kräfte willen! Man darf jetzt nicht kleinlich sein: es geht hier um das Ganze! Die Reichsregierung selbst sollte die Initiative für dies Ganze ergreifen und die eine große deutsche Notgemeinschaft für die bildenden Künstler, Musiker, Schauspieler, Dichter, Schriftsteller, Rezitatoren anlässlich des Umbaus des Rundfunks ins Leben rufen. Sie tut dann eine Kulturtat, wie wenige Reichsregierungen sie vollbracht haben.

Karlsruher Konzerte

Zunächst ein Vortrag: Im Karlsruher Frankklub sprach Frau

Dr. Ingrid Landgrebe

über „Frauen der Romantik, Staat und Sozialismus“, also über eines der interessantesten Kapitel aus der deutschen Geistes- und Literaturgeschichte, das besonders in seinem zweiten, mehr politisch-geprägten Teil für den seelischen Haushalt der Menschheit noch eine Bedeutung hat. Die Rednerin, schon bekannt geworden als Vorlesende der Ortsgruppe der „Korja“, zeichnet daher anleitend ein nur knappes Bild der schöpferischen, mit dem Begriff „Romantik“ gegebenen neuen Kräfte nach, um dann um so eingehender aus der Lebenssphäre der drei Frauen Caroline, Rahel und Bettina gewichtige Charakteristika für die empfindende weibliche Lebensenergie zu gewinnen, wie sie später in fast gleicher Linie die Frauenbewegung überhaupt durchlief. Gerade solche Parallelen einmal aufgedeckt zu sehen und auf Grund einer durchaus wissenschaftlichen Sachkenntnis zu erfahren, wo eigentlich die Quellkräfte im Kampf der Frau um den Staat und ihres Verhältnisses zur Gesellschaft zu suchen sind, war jedenfalls aufschlußreicher als eine noch so geistreiche Blanderei über die literarische Wertung, die übrigens schon genügend oft an diesen drei merkwürdigen Frauenschicksalen erörtert wurde. Natürlich ist es hier unmöglich, in die tiefe und bestimmte Inhaltlichkeit des Vortrags noch weiter einzudringen; dafür sei aber betont, daß er ob seiner exakten Zuständigkeit sehr bald gedruckt oder vielleicht sogar in erweiterter Buchform vorgelegt werden sollte, damit alle an der Frauenfrage beteiligten Kreise sich mit ihm auseinandersetzen können.

*

Im Konzertsaal ein für die dieswinterliche Saison leider wohl typisches Bild:

Juan Manén,

der spanische Geigenmeister, erzielt zwar kein ausverkauftes Haus mehr, darf sich aber angesichts der erdrückend gefüllten Galerie doch nicht über die bedenkl. Reere drümen im Bartlett ärgern. Außerdem ist ja überpöbeltes Virtuosenum kaum noch jedermanns Geschmack, und das bleibt trotz der Brahms-Sonate zu sagen, die zu Anfang wieder auf einen

Eines Malers

Farbenweishheit

Durch das Auge wird der Mensch zuerst der Welt gewahr, und es ist zuerst die Farbe, die ihm die Welt erscheinen läßt. Kein Wunder, daß die Menschheit sich früh der Farbe bedient hat, sei es zu Spiel und Schmuck, sei es zur Feier und zur Mitteilung. Aus Ursprüngen erwuchs dergestalt die Farbe zum Ausdrucksmittel bewußter Kunst, und sie, die Werke der Malerei selbst mit den Wirkungen ihrer farbigen Zusammenklänge und Gegenläufe, führten schließlich zu der Frage nach dem Wesen der Farbe, nach den Gesetzen ihrer Wirkung und nach ihrer Stellung im geordneten Ganzen der Welt.

Auf Überlegungen dieser Art baut Hans Adolf Bühler, der Maler des inneren Lebens, das Gedankentext auf, das er „Das innere Gesetz der Farbe“ (Horen-Verlag, Berlin-Grüneburg) genannt hat. (Einen Menschen, dem es nicht um die Wiedergabe von Eindrücken geht, sondern um den Ausdruck von innerlich Erlebtem, wie Landschaft und Gedanke, Simbild und Stimmung es in ihm entfalten, einen Menschen mitbin, der durchaus geistig zum Dasein steht, konnte nicht gleichgültig lassen, was es mit den Mitteln an sich hat, mit Hilfe derer er seine eigenste Welt gestaltet.)

Er erzählt selbst davon, wie ihm inmitten des Grauens, das der Krieg um ihn her aufblühen ließ, die Farbe erst recht zu einer Gegenwart sich gestaltete, wie in ihrem seelischen Erlebnis, in ihrer inneren Anschauung ihm die Weltordnung sich zu spiegeln begann, köstlich, das schwankende Gefühl fest verankert in geistiger Gewißheit. Aus der Praxis der Staffelei heraus formte sich so, durch allgemeines Schicksal beichworen, die Theorie, die mehr ist als ein abstraktes Nachbild und Hirngespinnst, die vielmehr lebendig zusammenhängt mit der Wirklichkeit kosmischer Gesüge.

Bühler beginnt mit den Grundtatsachen, der der Polarität von Blau und Gelb und Grün und Rot, also mit dem Einfachsten, und zeigt zunächst, wie die Ordnung des Farbenspektrums mit ihren Gegenläufen, ihren Höhepunkten, ihrem Zunehmen und Abnehmen der Tonstärke ein Gesetz ist, das, unabhängig von ihm, auch in der Art des menschlichen Auges, Farben zu sehen, sich wiederfindet. Er zeigt, wie diesem Gesetz entsprechend die Gefühle des Menschen auf die Farbe reagieren, denen infolgedessen feststehende Empfindungswerte zugeprochen werden können, und weist nach, wie sich nun der Kreis, um eine Kugel gelegt, nach den Polen Schwarz und Weiß schattend oder aufhellend ergänzt und wie auch hier wieder die Beziehungen der Farben zur Gefühlswelt gegenseitig austreten.

Von dem so gewonnenen Standpunkt aus ist es dann, ohne den Boden unter den Füßen zu verlieren, möglich, zu der Erkenntnis vorzustoßen, daß der Farbenspektrum der Gang ist, den die Sonne jährlich scheinbar an der Himmelskugel macht; daß dem Farbenspektrum der Tierkreis entspricht und daß das Geheimnis, das die Sternbilder mit dem Menschenschicksal verknüpft, auch in den Beziehungen des einzelnen zu einzelnen Farben sich spiegelt. Wie die Sternbilder, so reichen also auch die Farben in die letzten und tiefsten Ränipfe des Menschengeistes um das Erkennen der Welt zurück; und es erscheint nicht weiter verwunderlich, daß die Farben in den alten Mysterien der religiösen Kultur bis zu den Primitiven hin eine Hauptrolle gespielt haben.

Es gibt aber außer der Farbensphäre und ihren Wandlungen nach den Polen Schwarz und Weiß noch den Begriff des Grauens. Ihn definiert Bühler in überzeugender Logik als den Mittelpunkt der farbigen Weltkugel, durch den die Achse führt, und nun stellt sich heraus, daß es sieben Punkte sind, die die räumliche Ordnung der farbigen Welt bedingt: die vier Höhepunkte der Grundfarben, die

beiden Pole Schwarz und Weiß und der graue, raumlose Mittelpunkt; nur den sich der Stufenbau der Sphären schalenförmig rundet, vom Lichtlosen bis zum unfaßbaren Glanz des Lichtes!

Die heilige Siebenzahl, die die kulturelle Entwicklung der Menschheit von dem dunkelsten, fernsten Beginn bis zur hellsten, nächsten Gegenwart begleitet hat, findet sich mithin auch im inneren Gesetz der Farbe verankert. Das Bild, das dem Denkenden da sich bietet, gemahnt ihn an die ehrwürdigen Weltbilder des Ptolemäus, des Dante, und das Wort von der Harmonie der Sphären erscheint ihm nicht mehr als ein rednerisches Ornament. Denn er findet alsbald, daß von der Farbenharmonie kein sehr weiter Weg ist über die reine Mathematik zu den Gesetzen des musikalischen Wohlklanges.

Von hier aus gesehen kann es nicht mehr befremden, daß ein Maler von der tiefgründigen Geistigkeit Bühlers in seinen Bildern gern mythische Sinnbilder und Zeichen aufzulimmen läßt und daß er seine Werke mit einem astrologischen Symbol signiert. Es kann aber auch nicht wundernehmen, daß es ihm unwiderstehlich verlockt hat, von seinen aus unmittelbarer Anschauung hervorgegangenen Forschungen über das Gesetz der Farben zu einer Betrachtung ihrer Geschichte überzugehen und auf diese Weise zu bestimmten kulturgeschichtlichen Anschauungen zu gelangen. Daß mit der Entwertung des Lebens durch den Fortschritt seit der Renaissance eine Entwertung der Farbe parallel läuft, die freilich kein kunstgeschichtliches Geheimnis ist, daß ein Abstieg vom Farbigen zum Farblosen sichtbar im Grau des Bauens und der Kleidung, sichtbar auch in der Bevorzugung der Graphik und überhaupt des Schwarz-Weiß in allem Gedruckten erfolgt ist, bedarf keiner besonderen Beweisführung, denn es liegt klar vor aller Augen, und es ist nicht eben schwer, die Sprache zu verstehen, die die Farbe als Ausdruck der Kulturgeschichte redet.

Es ist aber nicht nur die zeitliche Geschichte, die sich im Farbkreis erkennen läßt, und es ist nicht nur der Farbkreis, der die Tagesumgebung, der sich hat sich spiegelt. „Das Lebendige feiert seine mythische Geburt im Blauen und steigt durch das Grünblau und Grün über das hohe Gelb, um sich im Gelbroten und Roten zur festen Ordnung zu verdichten und im Rotblauen zu erfüllen.“ Das Leben, soweit es der Mensch überhaupt erkennen kann, steigt und sinkt in der Farbe, und wo die Farbe anfährt, hört auch die Wahrnehmung und das Erkennen an; deshalb empfindet der Mensch den Kern des Lebens im Mikrokosmos wie im Makrokosmos nur als einen körperlosen Begriff, als ein farbloses Etwas, als ein Grau als das Nichts, die Reere, den Punkt der unerschaffenen, schaffenden, der alles umfassenden, selbst aber unfaßbaren Gewalt.

Sie ist unsichtbar, aber da das Sichtbare nur durch die Farbe ist, ist sie farblos; aus ihm heraus entfaltet sie sich zur sichtbaren Welt, deren wohlgeordneter Bau sich in den Harmonien der Farben und der Töne spiegelt, wie sie der Mensch im künstlerischen Erlebnis wahrnimmt. Daß dieses Erlebnis ihn nahe an die Mysterien der Schöpfung heranführt, ist zwar keine neue Erkenntnis, aber es ist schon, daß ein Künstler es verstanden hat, sie nicht nur durch sein Werk, sondern auch durch sein Denken so überzeugend darzustellen. Will Scheller.

Straub Wilhelm, Die Geschichte vom Jesuskind. Den Kleinen erzählt. Mit Bildern von Johannes Thiel. Freiburg i. Br. 1932, Geb. 2.40 M.; in Leinwand 3.60 M. — Das Buch ist mit der Mächtigkeit geschrieben, den Mittern bei der religiösen Kinderunterweisung zu helfen. Eine um so schwierigere Aufgabe, als sie einfach gelöst werden muß! Das geschieht so: Es wird ausschließlich Jesu Jugendgeschichte berichtet; dabei hält sich das Buch ganz an die Evangelien (beruht auf der Herannahme von Legenden); das macht alles schlicht, übersichtlich, klar. Für die gefühlsmäßige Erschaffung der Einzelgeschehnisse sorgen klug eingekreuzte Gebete und schönste Weihnachtslieder.

emiten und sogar strengen Musiker hinderten wollte. Damit ist auch keineswegs der Name Manén in aller Schärfe berührt worden, sondern vorwiegend mit Kabarettstücken von jener jugendlichen Vortragskunst, wie sie später der Schlussteil brachte. Hauptrequisit seines Programms bildete weiterhin das Bagatinische Violinonzert, das sogar (wenn die Anknüpfung wirklich zuverlässig war) bei dieser Gelegenheit seine tiefste Erfahrung erlebte und jedenfalls in der Rautenischen Bearbeitung ihren Karlsruher Hören neu war. Abgesehen von der Vorbereitung fast mit dem Datum der 150. Wiederkehr des Geburtstages seines Schöpfers zusammen, wobei an mancherlei aus dem Künstlerleben dieses glänzenden Sternes am Festhimmels zu erinnern wäre und freilich, auch daran, daß bis heute keiner seinen dämonischen Tonzauber je wieder geist hat. Gemäß gerade ein Manén versteht ebenfalls mit seiner eminenten Technik im doppeldeutigen Spiel, mit seinen Stakkatos und Flageolets oft in schier sprachloses Staunen, aber das Beste, das Erklärliche, fehlt doch und nimmt diesen bald à la Clochette, bald la Campanella genannten Konzert nicht den Rest von Erfindungsschwäche, der ihm rein als Komposition anhaftet. Franz Polke hatte abermals die Ehre, den großen Solisten zu begleiten; daß er sich ihrer wert erweise, darf nachdrücklich hervorgehoben werden.

Noch ein bekannter Name grühte in der abgelaufenen Woche von den Anschlagstulen. Man las da

Elly Ney

und beinahe selbstverständlich darunter „Beethoven-Abend“. Denn selten genug sind Schöpfer und Nachschöpfer so zu einem Begriff geworden, zu solch innerer Harmonie geüben, daß man beide sich eigentlich nur noch in dieser Bindung vorstellen kann. Deshalb war es auch sehr natürlich, daß die in Rautenhausaal versammelte Gemeinde der Pianistin wie ein gottliches Dankgebet hinauf, ogleich oder weil diese Frauenhafteste aller Klavierpielerinnen wieder fast nichts ist, um sich selbst in den Vordergrund zu rücken. Fernab jeder Manierzeit diente sie nur dem Werk, blieb schlicht und ohne viel an den etwa in die Sonaten D-Moll und C-Moll hinein-geheimnisteten Tiefen herumzudeuteln. Aber das besonders ergab eben einen geschlossenen, charaktervoll bestimmten, ja beinahe skulpturalen Gesamteindruck, der nirgends durch den verführerischen Tramb persönlicher Eitelkeiten getrübt ward. Man

mühte demnach so gern-manchen auch-Mavierklimpernden Damen eine Lektion erteilen; doch wogu wie ein Fuchs den Enten predigen, nachdem erdoch feststeht, daß Elly Ney eine einzige Ausnahme bildet? Aus der Vortragsfolge sei noch erwähnt, daß sie außer Sonaten auch zwei bedeutungsvolle Variationenwerke (C-Moll, 1806, F-Dur, op. 34) enthielt. S. Sch.

Der Jahresbericht der Universität Freiburg für das Studienjahr 1931/32, der gewöhnlich zu Beginn des Sommersemesters eines neuen Studienjahres erscheint, wird vom Rektor Prof. Dr. Weber erst jetzt erstattet, da eine längere Erkrankung des Rektors die frühere Herausgabe hinderte. In dem allgemeinen Teil weist Prof. Dr. Weber darauf hin, daß die Verhältnisse unter dem Druck der finanziellen Not an den badischen Hochschulen bedenkliche seien. Die zu hohe Frequenz der Universitäten stehe in einem unerhörten Mißverhältnis zu den stark gekürzten Mitteln der Hochschule. Es sei ein unumgänglicher Zustand, daß z. B. im anatomischen Laboratorium etwa 80 Studierende der Medizin beschäftigt werden müssen, und daß in einigen Fächern die Hauptvorlesungen doppelt gehalten werden müssen. Der Bericht weist dann auf die Bedeutung der Eröffnung der neuen medizinischen und chirurgischen Kliniken hin und gibt der Forderung Ausdruck, daß der gesamte Klinikkomplex bald vollendet sein möge. Nach einem Überblick über die Veränderungen im Lehrkörper und die Ernenntungen wird eine Aufstellung über die an der Universität abgehaltenen Prüfungen gegeben. Im Studienjahr promovierten 215 Kandidaten, über die Hälfte, nämlich 118, gehören der medizinischen Fakultät an, mehr als ein Viertel der rechtswissenschaftlichen. Sonstige Universitätsprüfungen bestanden 371 Kandidaten.

Die neue Pinakothek im Vatikan wurde vom Papst eingeweiht. Er sprach sich sehr bestimmt gegen gewisse Tendenzen der modernen Kunst und besonders deutlich gegen die so „neue bildliche Kunst“ aus, die es vielfach an Würde und moralischer Auffassung fehlen lasse und die mit dem humanistischen Geist nicht in Übereinstimmung sei.

Goethe-Ausstellung in Paris. In der Nationalbibliothek in Paris wurde die Goethe-Ausstellung, die durch das Komitee für die Jahrhundertfeier Goethes veranstaltet wird, eröffnet.